

"Denn jeder tötet, was er liebt..."

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **21 (1953)**

Heft 6

PDF erstellt am: **09.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568829>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Denn jeder tötet, was er liebt . . .“

Erlebnis einer Aufführung

Das kleine Theater *L'Athénée* in Paris —

Ein etwas verstaubter, antiquierter Raum, aber doch sofort Atmosphäre schaffend durch den Reichtum verspielter Formen. Das Licht spiegelt sich in verblasstem Gold und Rot. Der gemalte Vorhang in der Manier des vergangenen Jahrhunderts — samtener Plüsch, gerafft durch eine grosse Kordel — trennt uns noch von den Brettern, auf denen grosse französische Dichtung bezwingendes Leben gewann seit Generationen, gesprochen und gespielt von unvergesslichen Namen. Dort starb Louis Jouvet während einer Probe — zu früh für uns, für ihn auf der Höhe seines Ruhmes. —

Lüster und Wandarme verschwimmen im Dunkel. Die Gegenwart versinkt. Eine neue Welt beginnt, magisch bannend, immer wieder neues Wunder durch einen Dichter, durch Schauspieler, durch unsichtbare Helfer — man spielt «SUD» von Julien Green.

Es ist die Zeit um 1861 und wir sehen in einen Salon auf einer Plantage der Südoststaaten, sehr gepflegt, sehr kultiviert, mit erlesenem Geschmack gestaltet. Sonne und Vogelstimmen aus dem Park; auf der Lehne eines kleinen Sofas ein junger Offizier, regungslos. Er kehrt uns noch den Rücken, aber von seinen schmalen Hüften wächst ein vorbildlich gestraffter Körper empor. Blonde Haare leuchten vor dem satten Rot der Portièrre im Hintergrund. Eine junge Dame tritt ein und erschrickt leicht vor dem Regungslosen. Das Spiel beginnt. —

Es bliebe ein müssiges Unterfangen, das Stück zu erzählen. Leser, die französisch sprechen, finden an anderer Stelle dieses Heftes Wesentliches darüber. Für die andern mag genügen, dass das Stück kurz vor dem Ausbruch des Sezessionskrieges in Amerika spielt, dass Fragen der Rasse und der Religion die Menschen dieses Hauses gegeneinander stellen, dass der junge Offizier ein Pole ist, der vom Vater des Hauses wie ein Sohn geliebt wird, trotzdem manches fremd an ihm bleibt, auch seine Haltung Frauen gegenüber: kühl, hart und verletzend korrekt. Warum? Man tastet umsonst nach dem Grund. Seine Stimme verrät nichts. Aber welche Stimme! Sie füllt den Raum wie ein dunkler Orgelton, mit einem fremden Schimmer von Rauheit darüber. Ist es ein Stück seiner heimatlichen Erde, das er herüber gebracht hat? Wurde sie geprägt vom harten Dienst des Soldaten? Oder was ist es nur?

In einem bezaubernden Gespräch zweier junger Damen erfahren wir, dass er trotz allem geliebt wird, begehrt wird . . . Schritte im Park unterbrechen ihr Gespräch und sie hasten davon. Ein wenig später erscheint über die Treppe in der hohen, schmalen Gartentür, ein junger Mann, schwarz gekleidet und bleibt unbeweglich vor dem leeren Raum stehen. Er ist von einer verwirrenden Schönheit, ohne süsslich zu sein. Männlicher Adel ist um ihn und der Zauber des ewig jungen Gottes. Eine kleine Spanne später tritt durch die vordere Tür der junge Leutnant, greift nach der Klinke hinter sich und schliesst. Und wie seine schmale Hand sie loslässt und er weitergehen will, fällt sein Blick auf den Angekommenen . . .

Ich habe schon viel Theater gesehen in meinem Leben. Ich glaube sagen zu dürfen, dass ich viele Techniken des Arrangements, der sicheren Wirkung der Bühne kenne, aber was diese wenigen Sekunden ausfüllte, bis der Vorhang fiel, werde ich so schnell nicht wieder vergessen. —

Die beiden jungen Männer begegnen einander zum ersten Mal, rein zufällig. Und doch: die Sonne hält inne in ihrem Gang wie der Schlag des Herzens des polnischen Offiziers. Die kleinen Sänger in den Bäumen schweigen. Die erste Sekunde eines

grossen, unabwendbaren Schicksals hat geschlagen. Die Welt beginnt in einem grossen Liebenden von neuem. Wie ist das vom Dichter erdacht, wie ist das von diesen beiden noch wenig bekannten Schauspielern gestaltet: Erstaunen und Zurückhaltung des Neuangekommenen und selige Verwundung des von Eros' Pfeil Getroffenen. Es ist Schweigen auf der Bühne und im Zuschauerraum erstarrt jeder Schimmer von einem Laut. Zwei Augen begegnen sich ... und wenn der geheimnisvolle Funke auch nur in einem so zündet, dass das Denken aufgehört hat, für den Liebenden wie für den noch Ahnungslosen beginnt ein neuer Weg des Seins, der ihre Schicksale unlösbar verkettet. Wohin führt er wohl? Wir wissen es noch nicht und erleben nur die Gnade des Augenblicks. Der schwarz Gewandete grüsst mit erstaunten Augen und entblösst mit behutsamer Gebärde sein Haupt, aber die gertenschlanke Gestalt des jungen Offiziers ist keiner Bewegung mehr fähig. Sein früheres Leben ist ausgelöscht, die Maske der Härte löst sich auf in einer stummen Glückseligkeit. Der Vorhang fällt zum ersten Mal, aber der Hörende und Sehende weiss ohne ein einziges Wort, was geschah. Darum die Kälte der schönen, gescheiterten jungen Dame gegenüber, darum die Härte der messerscharfen Diskussion, keinem versöhnlicheren Ton Raum lassend; darum einen ganzen Akt lang die Flucht in die Tyrannei den anderen gegenüber, darum, nur darum. — Die Stunde hält den Atem an. —

Und wie der Vorhang sich wieder hebt, verharren die beiden Jünglinge immer noch im Anschauen. Ein oft geübter Theatercoup, den nächsten Akt an der gleichen Sekundenstelle weiter zu führen. Aber was wird hier daraus! Welches grandiose Tasten der Seele! Welcher himmelhohe Flug des unendlichen Gefühls, in dem der eine Mensch an den andern sich verliert! Der Neuangekommene reicht zögernd sich vorstellend, dem Regungslosen die Hand zum Gruss. Der von der Gottheit Geschlagene ergreift sie. Aber was sagt das im Wort, im nüchtern feststellenden. Was macht dieser Schauspieler daraus, vielleicht ohne dessen bewusst zu sein! Wie dieses Geben der Hände zu einer Brücke wird, auf der ein Herz den Weg zum anderen Herzen sucht, wie der Jüngere sich wieder löst und der Liebende seine Hand noch in der Schwebelässt, weil er die andere ja ewig halten möchte, halten bis ans Ende irdischer Tage, wie diese in der Luft hängenden Finger nochmals tastend kaum merklich nach vorne greifen, um schmerzlich zu spüren, dass die andere Hand schon wieder im Wirklichen ruht ... das kann man nicht mehr vergessen, denn es wird in diesem Augenblick zum Gleichnis jeder wesentlichen Begegnung unter uns, göltiges Symbol aller Kameradschaft auf den Strassen dieses Lebens. —

Und nach manchen liebenswürdig höflichen Worten des Ahnungslosen schweigt der Offizier noch immer. Er schweigt auch auf die lächelnde Frage: «Darf ich vielleicht wissen, weshalb Sie mich so ansehen?» Und dieses Schweigen — o, wer kennt es nicht von uns, dieses Nichtreden-können, weil wir ja meistens nicht reden dürfen, dieses Verschnürtsein einer Kehle, die jubeln möchte und schreien zugleich, diese Angst, das Glück der schicksalshaften Minute schon wieder zu zerstören! — dieses Schweigen bricht die dunkle Stimme erst nach geraumer Zeit mit der Frage, die uns alles sagt: «Waren Sie allein, als Sie eintraten?» Kam nicht das Glück mit ihm, das in unzähligen Tagen und Nächten ersehnte, kam die Schande mit ihm oder der Tod? Ach, alles schwingt mit in dieser dunklen Stimme, als sie nach der erstaunten Berichtigung des beinahe noch Knabenhaften wiederholt: «Ich hatte das Gefühl, als sähe ich jemand hinter Ihnen.» — Von diesen Worten an erfüllt sich zwischen Beiden unerbittlich das Schicksal, zwischen dem hoffnungslos Liebenden und dem unwissend Geliebten, dem immer mehr sich Entfremdenden. Man müsste Seite um Seite füllen, um dem unerhört differenzierten Spiel aller, auch des hervorragenden Vaters (Michel Etcheverry), des schwarzen Uncle John, (Georges Amincl), der Damen Anouk Aimée (Regina),

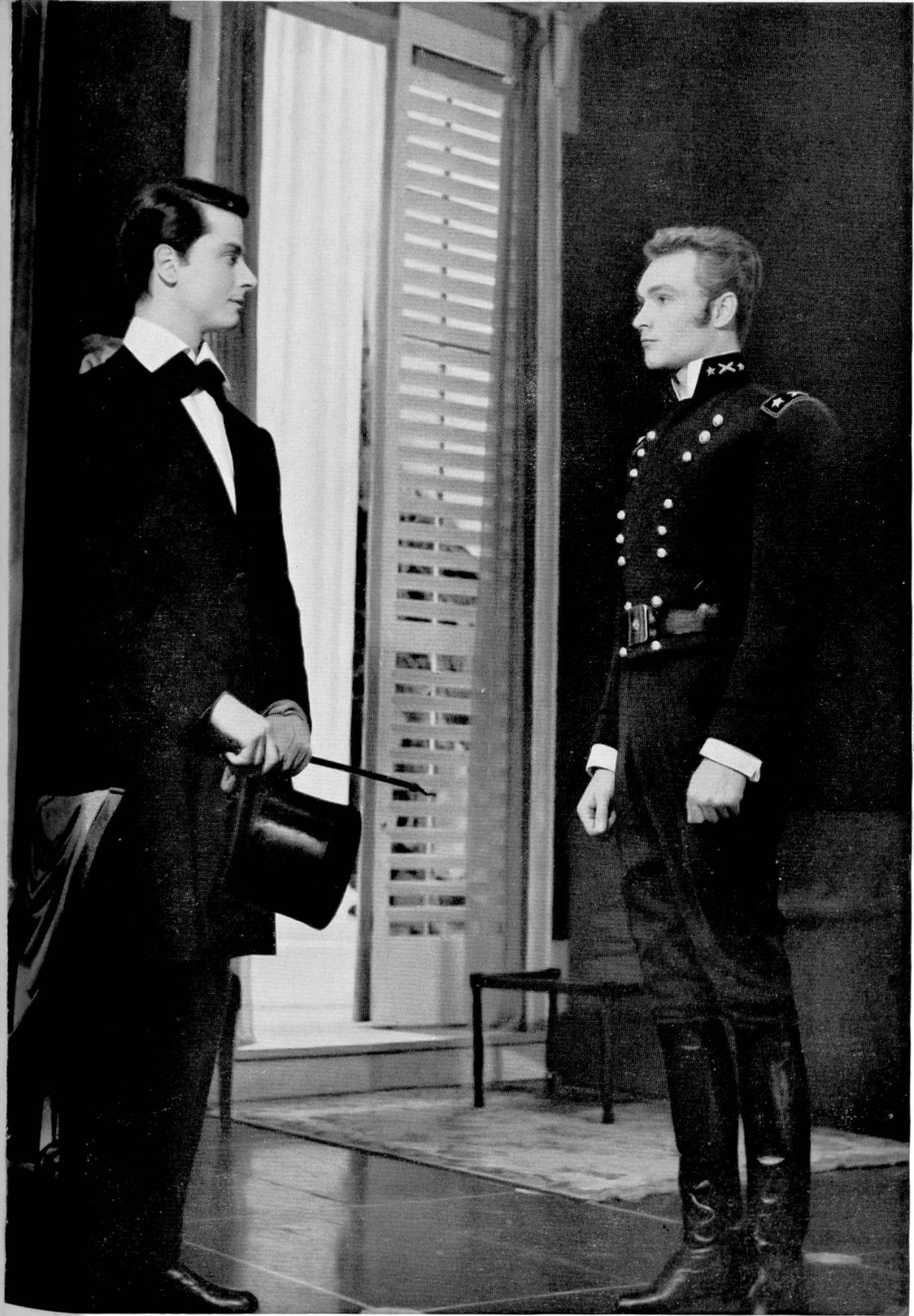
Jeanne Provost (Mrs. Strong) und vor allem der ganz bezaubernden Annie Fargue (Angelina) und der farbigen Akteure gerecht zu werden. Aber es kann ja nicht der Sinn dieser kurz festgehaltenen Erinnerung sein, eine Theaterkritik zu schreiben. Für uns geschieht das Unglaubliche auf einer der ersten Bühnen Frankreichs, dass die schicksalhafte Liebe eines jungen Mannes zu einem Jüngling mit einer Delikatesse und in einer künstlerischen Vollendung ohnegleichen gestaltet wird.

Und man weiss nicht, wem man grösseres Verdienst zusprechen soll: dem Dichter Julien Green oder den beiden Schauspielern Pierre Vaneck (Leutnant Wicziewsky) und François Guérin (Eric Mac Clure), dem ungemein sensiblen Spielleiter Jean Mercure oder der wagemütigen Direktion des Theaters L'Athénée. Gleichviel: es ist eine unerhört verdienstvolle Aufführung und sie bleibt unvergesslich, nie wieder auslöschar. Vielleicht werden später einmal Stücke geschrieben, die diese Liebe für den durchschnittlichen Zuschauer sichtbar gestalten, sie zu einem glücklichen Ende führen. Vielleicht. Das Einmalige und Grosse an dieser Bühnendichtung aber scheint mir, dass gerade jede Problemhaftigkeit vermieden, jedes Diskutieren über erlaubt oder unerlaubt, natürlich oder unnatürlich, ausgeschaltet bleibt. Diese Liebe ist einfach da. Sie zündet wie jede grosse Liebe durch das Tor der Seele, die Augen; sie erwächst aus dem Wunder einer einmaligen Begegnung und — sie muss in *diesem* Falle in den Tod führen, weil alles nach ihr klein und bedeutungslos bliebe. Das mag grausam gesprochen und gedacht sein, aber das letzte Gespräch zwischen den Beiden, vom Dichter in einem unerhörten Elan des Nebeneinanders und Nichtverstehens emporgesteigert bis zu dem furchtbaren Ausbruch des Leutnants lässt keinen andern Ausweg mehr zu, wenn der schon innerlich zum Tod und zur erniedrigenden Beleidigung Bereit den umsonst Geliebten vor den Spiegel zerzt — die einzige und letzte Berührung des ersehnten Körpers vor dem Schlag ins Gesicht! — und ihm, sinnlos vor Schmerz die Worte ins Gesicht schreit: «Was machen Sie hier — mit mir allein in diesem Zimmer? Ueber Liebe sprechen? (Er packt ihn am Arm und drängt ihn vor den Spiegel.) Sieh Dich an! Es ist um Dich herum, das Verbotene, der schaurige Kreis, um Dein Gesicht, Deine Schultern, Deine Hände! Schau diese Stirne, rein von jeglichem Wunsch, diesen Mund, auf welchem noch kein Mund gelegen hat, weil Du Angst hast und weil Du Angst machst...» Und mit letzter Entschlossenheit versucht der Zwanzigjährige das drohende Geschick noch abzuwehren: «Lassen Sie mich! Wenn Sie wollen, dass wir uns schlagen, werden wir hinausgehen, aber Sie sind von Sinnen, mit mir Streit zu suchen! Ich wünsche Ihnen nichts Schlechtes.» Aber der Leutnant steht schon längst jenseits jeglicher Vernunft und schleudert ihm das grauenvolle Wort mit einem Schlag ins Gesicht entgegen: «Ich suche keinen Streit mit Dir, Dummkopf! Ich will Deinen Tod.» — Die schwarzen Würfel sind gefallen. —

Es gibt, für diese Zeit und diese Menschen, nur noch das Duell, und es gibt für den jungen, todwunden Offizier nur noch das eine: die Brust dem andern so darzubieten, dass die über alles geliebte Hand nicht fehlt im Stoss und der tödliche Stahl sie sicher trifft. — Das ist so einmalig in der Verkettung von unerfüllbarem Leben und Todessehnsucht, dass auch in der Erinnerung die Augen sich immer noch verschleiern. Das ist ganz grosse moderne Tragödie, weil hier der Punkt des unlösbar Tragischen wieder erreicht ist. Ich glaube, das löscht keiner mehr aus. —

Uns bleibt nur noch: zu danken, und immer wieder nur zu danken, dem Dichter und den Schauspielern, dass sie in dieser Zeit, der auch in unserer Liebe mehr zur Oberfläche als zu einem verpflichtenden Gefühl neigenden, ein Werk vor die Augen der Welt stellen, dem der Denkende und Einsichtige seine höchste Anerkennung nicht wird verweigern dürfen. —

Rolf.



*Die beiden Hauptdarsteller
von "Suz" im "Athénée", Paris
1953.*

